

FÖLDESI TAMÁS

AZ IGAZSÁGOSSÁG DILEMMÁI

(Das Dilemma der Gerechtigkeit) Kossuth Kiadó, Budapest 1983. 304. p.

Tamás Földesi hat ein Buch über das Dilemma der Gerechtigkeit geschrieben (Kossuth-Verlag, 1983). Auch der Autor selbst ringt mit Dilemma, wenn er den philosophischen und ethischen Wertinhalt der Gerechtigkeit in den verschiedenen Epochen der gesellschaftlichen Entwicklung behandelt. Die Hauptfrage – ausgesprochen oder unausgesprochen – ist, ob es der Marxismus bedarf, und wenn ja, wozu dann diese im Verlaufe der Geschichte häufig verkündete und in den Dienst sehr unterschiedlicher gesellschaftlicher und politischer Ziele gestellte Kategorie nötig ist.

Die Antwort wird auch durch einen Überblick über die einschlägigen Ansichten der Klassiker des Marxismus nicht erleichtert. Engels zum Beispiel stellt die „sui generis“ Existenz der Gerechtigkeit in Frage. Das Wesentliche der Auffassung von Engels laut Földesis Definition ist, daß „die Gerechtigkeit keine echte, sondern nur maskierte moralische Kategorie ist, da es sich bei ihr um nichts anderes handelt, als die spezifische Darstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse“ (Seite 172). Um die weiteren Gedanken von Engels zu zitieren: ... die Gerechtigkeit aber ist stest nur ein ideologisierte, idealisierte Ausdruck der wirtschaftlichen Verhältnisse, einmal von ihrer konservativen, ein andermal von ihrer revolutionären Seiten her betrachtet. Das Gerechtigkeitsbild von Engels aber ist nicht so eindeutig. Anderswo – dort, wo er über die gesellschaftliche Erscheinung des Gedankens der Gerechtigkeit schreibt – formuliert er: ... Was aber vom Gesichtspunkt der Ökonomie aus der Form nach unrichtig ist, weil es einfach die Anwendung der Moral auf die Wirtschaft ist... Wenn das moralische Bewußtsein der Massen eine wirtschaftliche Tatsache für ungerecht erklärt, wie seinerzeit das Sklaventum oder die Leibeigenenarbeit, dann ist dies der Beweis dafür, daß diese Tatsache sich selbst überholt hat, daß andere wirtschaftliche Faktoren dazwischengetreten sind, in deren Folge jene unerträglich und unhaltbar wurde. Hinter der formalen wirtschaftlichen Unrichtigkeit kann sich also ein sehr wahrer wirtschaftlicher Inhalt verbergen. Daraus zieht Földesi zu Recht die Schlußfolgerung, daß Engels die vom wirtschaftlichen Inhalt unabhängige, davon abweichende Bedeutung der Gerechtigkeit nicht als

selbständigen Wert akzeptierte, übrigens „versteht ein jeder etwas anderes“ unter der Gerechtigkeit.

Földesi setzt sich mit Engels auseinander, er hält dessen Auffassung für einseitig und relativistisch, denn diese ist eingeeignet auf den Ausdruck der wirtschaftlichen Verhältnisse. Földesi zufolge haben sich in der Geschichte der Philosophie sehr unterschiedliche Formen der Gerechtigkeit herausgebildet, die sich nicht auf die wirtschaftliche Sphäre, konkret die gesellschaftliche Verteilung der Güter beschränkt haben, sondern fast alle Gebiete des vielseitigen gesellschaftlichen Umgangs der Individuen miteinander durchdrangen. Die Gerechtigkeit taucht nicht nur unter den Umständen der überlebten Produktionsverhältnisse auf – wie dies Engels betont –, sondern sie begleitet durchwegs den Kampf der antagonistischen Klassen, also die ganze Geschichte. Daraus jedoch folgt – dem Autor zufolge – auch, daß wenn gewisse gesellschaftliche Einrichtungen für ungerecht gehalten werden, es nicht sicher ist, daß sie sich selbst überlebt hat. Für bestreitbar hält er auch jenen Standpunkt von Engels, daß die Gerechtigkeit nicht nur je Epoche, sondern auch je Individuum mit wechselndem Inhalt vorkommt. Seiner Meinung nach gibt es, auch wenn die über die Gerechtigkeit herausgebildeten Meinungen auf sehr unterschiedliche Art formuliert werden, in ihnen gerade wegen der gesellschaftlichen Determinanten etwas Gemeinsames, was letztendlich auch die gesellschaftliche Zugehörigkeit ausdrückt. Schließlich gelangt Földesi zu dem Standpunkt, daß die Gerechtigkeit eine Kategorie mit sehr wechselhaftem Inhalt ist, doch bei der Bewertung der einzelnen Epochen nicht nur die wechselnden Elemente in Betracht zu ziehen sind, sondern auch die relativ konstanten. Es muß ein Versuch unternommen werden, ein vom Gesichtspunkt des Wertes aus marxistisches Gerechtigkeitsmodell zu entwerfen, mit dessen Hilfe die Gerechtigkeitverhältnisse der einzelnen Epochen historisch, relative, doch bewertbar sind. Das heißt, es muß eines der Grundprinzipien der marxistischen Gerechtigkeitsauffassung sein, daß die historische Daseinsberechtigung einer Erscheinungsgruppe nicht automatisch mit ihrer Gerechtigkeit zusammenfällt, dadurch, daß etwas historisch „notwendig“ ist, kann es noch in geringerem oder größerem Maße ungerecht sein. Er fügt auch hinzu – was beinahe ebenso wichtig ist –, daß dadurch, daß etwas für gerecht gehalten wird, „die Tatsache nicht automatisch zu einer gerechten wird“ (S. 175).

Mich hat Földesi davon überzeugt, daß es der Kategorie der Gerechtigkeit als Beziehungsbasis bedarf, als Maß, mit dem die gesellschaftliche Realität vergleichbar ist, auch dann, wenn dies ein sehr empfindliches und sehr wechselhafte Werte vertretendes „Meßinstrument“ ist, das eine sehr vorsichtige Behandlungsweise z.B. von einem empirischen Forscher verlangt. Dies alles jedoch ist nur ein prinzipielles Einverständnis, solange wir den Wertinhalt der marxistischen Gerechtigkeitskategorie nicht kennen.

Földesi nimmt die Erarbeitung der „Arbeitshypothesen“ der marxistischen Gerechtigkeitskonzeption auf sich. Seine Ausgangsthese lautet: „Gerecht ist, was die Entfaltung des menschlichen Wesens fördert, und umgekehrt: ungerecht ist, was diesen Prozeß hemmt, behindert“ (S. 184).

Auf abstrakte Weise summiert, enthält diese These die einfache Frage, wem was zusteht. „Dem Menschen (der Menschheit) steht zu, daß er — abhängig von den historischen Voraussetzungen — sein menschliches Wesen entfalten kann“ (S. 185). Dem Marxismus zufolge ist das menschliche Wesen keine ein für allemal festgelegte, fertige Gegebenheit, sondern schließt einen ständig wechselnden Wertinhalt in sich ein. Im Vergleich dazu schafft der Autor einen dynamischen Begriff, der den Kriterien der marxistischen Geschichtsauffassung entspricht.

Die Entfaltung des menschlichen Wesens realisiert sich primär, doch nicht ausschließlich in seiner Arbeit und seinem Leben in der Öffentlichkeit. Auf diesen beiden Gebieten entfaltet er in erster Linie seine Fähigkeiten, verwirklicht er sich selbst, übt er seine Tätigkeit als bewußtes Wesen aus. Wenn wir die einzelnen Kriterien in der Darlegung des Autors in Betracht ziehen, so müssen wir vor allem den Zusammenhang von Arbeit und Gerechtigkeit untersuchen. Im historischen Zusammenhang von Arbeit und Gerechtigkeit liegt es auf der Hand, von der Marx'schen Theorie der Entfremdung auszugehen. Marx hat die Entfremdung von der Arbeit in den Klassengesellschaften, besonders unter den Verhältnissen des Kapitalismus auf die in den Besitzverhältnissen sowie in der technischen Ordnung der Arbeitsteilung verborgenen Ursachen zurückgeführt. Beide waren ein Hindernis dabei, daß der Mensch auf vielerlei Art seine Fähigkeiten entfalten kann. Földesi zufolge ist einer der negativen Gradmesser der Gerechtigkeit das Maß der Entfremdung von der Arbeit. Bei der Herausbildung der Entfremdung spielt es in einer jeweils gegebenen gesellschaftlichen, historischen Situation die größte Rolle, über welche institutionalisierten Mittel die Gesellschaft zur Überwindung der bereits vorhandenen biologischen und gesellschaftlichen Ungleichmäßigkeiten verfügt, wie sie sichert, daß gleichere Chancen zur Geltung kommen. Hier untersucht der Autor das Vorhandensein die Reproduktion der nachteiligen Situation hindernder institutioneller Systeme, im Falle deren Vorhandenseins ihr Wirken, dann das Schulsystem von dem Gesichtspunkt aus, ob es die Ungleichmäßigkeiten konserviert oder das Ausbildungssystem in Richtung des Chancenausgleichs wirkt. Als Gesichtspunkt der Untersuchung erwähnt er die Mobilität der gegebenen Gesellschaft, deren Maß und bestimmende Rolle in der Vererbung der Familien und Eigentumsverhältnisse. Diese ermöglichen eine sehr ernsthafte Gesellschaftsanalyse und sichern vielleicht ein bewertbares Gesichtspunktsystem zu in Sachen der Gerechtigkeit zu gestaltenden Diagnose. Dieses Gesichtspunktsystem jedoch ist bei weitem nicht vollständig. Meiner Meinung nach wäre noch ein Studium der Familienverhältnisse bzw. der Familienpolitik der gegebenen Gesellschaft wichtig. Wenn nämlich die Familie Schauplatz der Vererbung der Ungleichheiten ist, dann darf auch im Verlaufe der Sicherung gleicherer Chancen nicht außer Acht gelassen werden, was für gesellschaftspolitische Tendenzen die Mikrogemeinschaft gerade dahingehend determinieren, daß die spontanen Vererbungsprozesse in Richtung der Gerechtigkeit wirken. Es ist schon eine nachfolgende Frage — und Földesi wünscht diese in einem weiteren Teil der Arbeit zu beantworten —, in welchen konkreten Erscheinungsfor-

men der gesellschaftlichen Verhältnisse die vorerwähnten, theoretisch richtig erscheinenden Kritirien untersucht werden können.

Das Gemeinschaftsleben als ein anderes zu untersuchendes Kriterium kann gleichfalls nicht von der Entfremdung getrennt werden. Die Entfremdung von der Arbeit hat über ein gewisses Maß hinaus schon die Entfremdung des Menschen vom Menschen zur Folge, und auf diese Weise wird eine Entfaltung der Aktivität im Gemeinschaftsleben unmöglich. Dem Autor zufolge aber geht die Entfremdung von der Arbeit nicht unbedingt mit dem Verlust des Gemeinschaftslebens einher. „Diese Divergenz ist bei einigen über Privilegien verfügenden und in nachteiliger Situation befindlichen gesellschaftlichen Klassen gleicherweise zu beobachten.“ Ein ähnlicher Unterschied ist im Falle des modernen Proletariats feststellbar, das in bedeutendem Maße durch die Entfremdung von der Arbeit geprägt ist, zur selben Zeit kann sich dies mit einem sich entfaltenden Gemeinschaftsleben paaren.“ (S. 190) Aufgrund all dessen hält es Földesi mit einem relativen Wertinhalt, doch für ein gesondert zu untersuchendes Kriterium, in welchem Maße eine gegebene Gesellschaft ihren Bürgern die Entfaltung im Gemeinschaftsleben sichert.

Das dritte grundlegende Kriterium der Gerechtigkeit ist die Sicherung der menschlichen Freiheit. „Es entspricht dem menschlichen Wesen“ schreibt Földesi, „wenn der Mensch (Selbst)Zweck und nicht Mittel der Verwirklichung der Ziele anderer ist. Deshalb ist die Verwendung der Menschen bloßes Mittel nicht nur eine grundlegende Verletzung ihrer Freiheit, sondern auch eine ihnen gegenüber begangene Ungerechtigkeit.“ Dies bringt er auch mit der Frage der Autonomie in engen Zusammenhang, die seiner Meinung nach mehr ist, als eine einfache Möglichkeit der Wahl. „Der autonome Mensch ist von innen her gelenkt, gesteuert, und deshalb ist es eine wichtige Komponente des Freiheitsgrades der Gesellschaft — lies: ihrer Gerechtigkeitsbilanz —, wie sie das autonome menschliche Leben auf gesellschaftlicher Eben sichert.“ (S. 193)

Im Verlaufe der Untersuchung der Entfaltung des menschlichen Wesens, der Gerechtigkeit taucht eine den vorangegangenen ähnlich wichtige theoretische Frage auf: Kann im Falle gesellschaftlicher Ungleichheit von Gerechtigkeit gesprochen werden? Kann der Marxismus die Ungleichheit als gerecht betrachten? Im Verlaufe der Behandlung dieser Frage kehrt Földesi zum Problem „wem gebührt was?“ zurück, doch dieses ergänzt er durch die Frage „auf welcher Grundlage?“. In der historischen Entwicklung der Gesellschaft haben nämlich die auf diese Frage gegebenen Antworten alle bisher vorkommenden Formen der Ungleichheit geschaffen. Im Prinzip können auf die Frage „auf welcher Grundlage?“ zwei verschiedene Antworten gegeben werden. „Die eine ist, daß jemandem deshalb eine Befugnis zusteht, weil er etwas getan, etwas dafür geboten hat, in diesem Falle ist die Befugnis eigentlich ein Gegenwert.“ (S. 201) Möglich jedoch ist auch eine andere Antwort. „Dessen Wesen ist, daß dem Menschen gewisse Befugnisse nicht als Ausgleich seiner Tätigkeit zustehen, sondern lediglich infolge der Tatsache, daß der Betreffende als Mensch geboren wurde.“ (S. 202) Das Recht des menschlichen Wesens, sich zu entfalten, also seine

Fähigkeiten in der Arbeit, im öffentlichen Leben, in der Freiheit zu entwickeln und auszuüben, gehört zu letzterem Kreis. Wenn diese moralische Befugnis in gleich welchem Maße beschränkt wird, dann kommt die Ungleichheit zustande. Die unmittelbare Quelle der Ungleichheit aber ist die Verteilung, die aufgrund von Hankiss zweierlei Art sein kann, die der sog. „Zero-Endsumme“ und die der davon abweichenden. Bei der Verteilung der „Zero-Endsumme“ kann nur die eine Seite, bei jeder anderen Verteilungsform können alle auch gemeinsam gewinnen. In der auf der Entfaltung des Wesens der Menschen aufgebauten Gerechtigkeitskonzeption muß im Prinzip nicht die Verteilung der „Zero-Endsumme“ zur Geltung kommen. Dem Zeugnis der Geschichte zufolge stimmt aber dies nur sehr beschränkt. Die Entziehung des Rechtes auf Freiheit zum Beispiel kann niemals gerecht sein, muß aber dennoch hingenommen werden als in gewissen Fällen unerlässlich notwendige Handlung. Földesi zufolge hält der Marxismus zwar die Entziehung der Freiheit auf individueller oder gesellschaftlicher Ebene mit der Begründung des Schutzes der Freiheit für eine geringere Ungerechtigkeit, doch er anerkennt seine die Gerechtigkeit schützende Funktion, bis zu einem gewissen Grade auch deren Gerechtigkeit. (S. 206) Worüber wir also glaubten, es gehöre nicht in die Sphäre der Verteilung der „Zero-Endsumme“, ist aus gewissen Gründen des Schutzes der Gesellschaft in diesen Kreis einzureihen. Deshalb müssen einzelne gesellschaftliche Ungleichheiten als gerecht anerkannt werden.

Eine mindestens ebenso spannende Frage ist die Beziehung zwischen der gesellschaftlichen Ungleichheit und der Gerechtigkeit in der Sphäre der Verteilung der materiellen Güter, wo die Verteilungsform der „Zero-Endsumme“ offen anerkannt ist, und wo die Berechtigung als Gegenwert irgendeiner Tätigkeit — z.B. als Gegenwert für die bei der Schaffung der gesellschaftlichen Güter erfolgte Aktivität — erworben werden kann. Die Verteilung spielt Földesi zufolge keine primäre Rolle vom Gesichtspunkt des menschlichen Wesens aus. Es ist möglich, daß Földesi in der Epoche der Verteilung nach den Bedürfnissen bereits recht haben wird, doch in jeder bisherigen gesellschaftlichen Formation ist jede Verwirklichung des menschlichen Wesens durch die Verteilung der materiellen Güter geschehen, z.B. hat die jeweilige Verteilung der vielseitigen Entfaltung der Fähigkeiten bisher Schranken gesetzt. Es stimmt auch, daß die Verteilung selbst abgeleitet ist, ihre Grundlage und Quelle ist die Produktion, sind die Produktionsverhältnisse, die Menge der produzierten Güter. Sie besitzt jedoch dabei eine grundlegende Rolle, wie sich der einzelne Mensch in die Ordnung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung einschalten kann. Die Verteilung der materiellen Güter nämlich bestimmt heute noch grundlegend den Erwerb gesellschaftlich nützlichen Wissens, die Erziehungsumstände und setzt der gesellschaftlichen Integration Grenzen. (Siehe z.B. die Abhandlung von Ferenc Gázdó unter dem Titel „Die Ungleichheiten und das Schulsystem“, *Társadalmi Szemle* — Gesellschaftliche Rundschau — 1982, Nr. 11.) So ist die Verteilung der materiellen Güter, wenn auch nicht die Ursache, so doch die unmittelbare Quelle der Reproduktion gesellschaftlicher Ungleichheiten. Es ist eine alte Wahrheit, daß nur verteilt

werden kann, was die gegebene Gesellschaft zu produzieren imstande ist. Das Prinzip der Verteilung jedoch drückt nur dann Gerechtigkeit aus, wenn es sich im Vergleich zu den Möglichkeiten der Befriedigung der Bedürfnisse auf hohem Niveau möglichst weit nähert. Doch solange die Verteilung nach Quantität und Qualität der Arbeit zur Geltung kommt, kann die Entfaltung des menschlichen Wesens nur mit der Reproduktion der Ungleichheiten rechnend gelöst werden; dies muß als historische Notwendigkeit hingenommen werden, doch gleichzeitig auch als relative Ungerechtigkeit. Letztere erkennt Földesi, sich eben auf Marx berufend, auch an. So sehr, daß er in einem weiteren Teil seines Buches in Interesse der Verminderung des Widerspruchs der an die Leistung gebundenen Verteilung die Befriedigung der in den Kreis des Existenzminimums gehörenden Bedürfnisse der Verteilung nach der Arbeit überordnet: „... zu den grundlegendsten, elementaren Rechten des menschlichen Wesens gehört das 'Recht', am Leben zu bleiben, und dies kann nur dadurch gesichert werden, wenn die Befriedigung seiner elementarsten Bedürfnisse durch das Prinzip der Leistung bzw. das Interessenprinzip geregelt wird.“ (S. 228) In den Begriffskreis des Existenzminimums reiht er die Wohnung, die gesundheitliche Versorgung, den Unterricht ein.

Der Autor widmet neben der Verteilung der materiellen Güter gerade im Interesse der vielseitigen Annäherung an die Gerechtigkeit der Verteilung der nicht „Zero-Endsumme“ Aufmerksamkeit, also auch den nicht grundlegend in die materielle Sphäre gehörenden gesellschaftlichen Werten. Mich ein wenig vom Gedankengang des Autors entfernend, muß ich hier einen Abstecher machen und etwas hinsichtlich des Gerechtigkeitsdilemmas der strafrechtlichen Verfolgung darlegen. Umso mehr, als der Autor darauf an mehreren Stellen verweist, die Erschließung der Zusammenhänge jedoch schuldig bleibt. Eine verhältnismäßig gerechte Gesellschaft ist auf der Grundlage des Leistungsprinzips dann gegenüber dem Individuum konsequent gerecht, wenn sie die gute, die positive Handlung belohnt, die schlechte, die für die Gesellschaft gefährliche jedoch bestraft. Die Belohnung und die Bestrafung muß zur gesellschaftlichen Nützlichkeit des Verhaltens bzw. zu deren Gefährlichkeit für die Gesellschaft im Verhältnis stehen. Das jedoch, was proportionell ist und welchem Element des Verhaltens bzw. der Erscheinung die proportionelle Strafe anzupassen ist, das ist ein fast hundert Jahre altes großes Dilemma der Strafrechtswissenschaft. Die Auffassung des Ziels der Strafe im wechselnden Inhalt stellte und stellt die Strafrechtswissenschaft und die Strafrechtspolitik vor einen Scheideweg. Wenn nämlich die Gesellschaft als Ziel der Strafe eine im Verhältnis zum Verhalten, zur Gefährlichkeit für die Gesellschaft stehende Strafe als gerecht akzeptiert, dann wird sich die Strafe der objektiven Gefährlichkeit der rechtswidrigen Handlung für die Gesellschaft anpassen. Wenn jedoch die Strafrechtspolitik neben der einfachen Vergeltung der Handlung auch Gewicht auf die Verbesserung legt, dann paßt sich die proportionelle Strafe im Interesse des Schutzes der Gesellschaft, der Vorbeugung der neuerlichen Straftat in erster Linie den persönlichen Eigenheiten desjenigen an, der die Handlung begangen hat. Földesi verweist mehrfach

auf die beschränkte Anwendung des die individuellen Eigenheiten der Täter weitgehend beachtenden Urteilsspruches, so z.B. wenn er von den Gesichtspunkten der Verurteilung eines „körperlich abberierten Mörders“ schreibt (S. 220), oder wenn er auf die Entwicklung der Straftheorie verweist. (S. 238) Doch er setzt sich nicht mit dem Dilemma auseinander, er wirft es nur auf. Dabei hat die Existenz der ausgereiften und eindeutigen Strafrechtsgerechtigkeit die gleichen in der historischen Entwicklung zu suchenden Schranken, wie z.B. der in der materiellen Verteilung zur Geltung kommende Widerspruch.

Über jene Strafen, die ausschließlich im Verhältnis zur objektiven Gefährlichkeit der Handlung für die Gesellschaft stehen, die individuellen Eigenheiten, psychologischen Gegebenheiten und objektiven Umstände des Täters nicht berücksichtigen, hat sich erwiesen, daß sie dem Schutz der Gesellschaft nicht im entsprechenden Maße dienen. Die objektiv unter die gleiche Beurteilung fallenden Handlungen nämlich werden von Tätern sehr unterschiedlicher Persönlichkeit aufgrund sehr unterschiedlicher Motive begangen, somit üben die für sie aufgrund der Tat verhängten gleichen Strafen eine sehr unterschiedliche Wirkung aus, und dies bringt neue Gefahren für die Gesellschaft hervor. Dieses Prinzip also sichert gerade vom Gesichtspunkt der Vorbeugung der Wiederholung einer Straftat aus den Schutz der Gesellschaft nicht entsprechend. Die Strafe von der sich in der Straftat offenbarenden objektiven Gefährlichkeit für die Gesellschaft zu abstrahieren, sie allein auf den Eigenheiten der Persönlichkeit zu basieren, birgt eine noch größere Gefahr in sich, denn es kann zur völligen Anarchie führen. Die Voraussetzung für die Einführung einer solchen Urteilsfällung wäre, daß jene wissenschaftlichen Methoden zur Verfügung stehen, durch deren Anwendung der Täter während der Strafdauer zu bessern, umerziehbar ist. Auf dem gegenwärtigen Entwicklungsniveau der sich mit dem menschlichen Verhalten beschäftigenden Wissenschaften jedoch haben sich in dieser Hinsicht noch keine beruhigenden und sicheren Verfahren herausgebildet. Wenn mangels derer dennoch Versuche zur Einführung einer solchen Praxis der Urteilsfällung unternommen werden, so kann dies zur Verletzung der staatsbürgerlichen Grundrechte — z.B. des Rechts auf Freiheit —, zur Verletzung der garantierten Regeln, zur Einführung pseudowissenschaftlicher Methoden und zur Willkür der Urteilstvollstreckung führen. (Ein Beispiel für all das ist das Fiasko der Strafrechtspolitik der entwickelten kapitalistischen Länder Ende der siebziger Jahre.) In dieser Situation kann nur das ein Ausweg sein, wenn die Strafe im Grunde genommen auch weiterhin im Verhältnis zur Gefährlichkeit des Verhaltens für die Gesellschaft verhängt wird, so daß bei der konkreten Festlegung der Strafe die Persönlichkeit dessen, der die Tat begangen hat, der Grad der Strafbarkeit berücksichtigt wird. Unter den Rahmen der so festgelegten Strafen erfolgt dann der Versuch zur Beeinflussung der Persönlichkeit des Täters in positiver Richtung, zu seiner Umerziehung, Schulung, seiner Gewöhnung an regelmäßige Arbeit usw. Da das Urteil in jedem Falle von festgelegter Dauer ist und z.B. die Voraussetzungen des Freiwerdens nicht ausschließlich vom Verhalten des Verurteilten ab-

hängen, sind Anarchie und Willkür sowohl in der Urteilsfällung als auch in der Vollstreckung vermeidbar. Ob dieses System gerecht ist? Im absoluten Sinne sicher nicht, es gibt also im Prinzip ein besseres und gerechteres als dies, nur fehlen zu seiner Anwendung noch die wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen. Die bei uns zur Anwendung gelangende Strafrechtspolitik hingegen entspricht den auf dem Entwicklungsgrad der gesellschaftlichen Verhältnisse entstandenen wissenschaftlichen Gegebenheiten, gleichzeitig bietet sie allen Mitgliedern der Gesellschaft, sogar den Straftätern Rechtssicherheit. All dies hielt ich für erforderlich darzulegen, weil die Gerechtigkeit auf dem Gebiet des Rechts und besonders des Strafrechts — wegen der prinzipiellen Möglichkeit ihres Mißbrauchs — bei der Aufstellung der Gerechtigkeitsbilanz, einer Gesellschaft gesteigerte Bedeutung besitzt. An die „Gerechtigkeitsdiagnose“ einer gegebenen Gesellschaft kann man von außerordentlich vielen Gesichtspunkten aus herankommen. Mit den vom Autor aufgestellten Kriterien als Untersuchungsgesichtspunkten bin ich im großen und ganzen einverstanden, doch müssen meinem Gefühl nach neben dem Dargelegten im Interesse der Vollständigkeit auch einige in dem Überbau wirkenden Mechanismen, Institutionen des Systems aufgereiht werden, wo markant und auf für die gegebenen politischen Verhältnisse sehr charakteristische Weise die Verwirklichung der Gerechtigkeit auf der Tat ertappt werden kann. Meiner Meinung nach verdient in diesem Kreis das die staatsbürgerlichen Grundrechte am ehesten berührende strafrechtliche Verantwortungssystem besondere Aufmerksamkeit.

Nachdem Földesi jene theoretischen Kriterien, grundlegenden gesellschaftlichen Verhältnisse, Erscheinungen bestimmt hat, deren Untersuchung zur Feststellung der „Gerechtigkeitsdiagnose“ notwendig ist, unternimmt er im letzten Abschnitt einen Versuch, das von ihm aufgestellte Modell unter den Verhältnissen des Sozialismus, in der heutigen ungarischen Gesellschaft anzuwenden. Das ist ein von einem Philosophen sehr ungewöhnlicher, doch mutiger und anregender Schritt. Diejenigen, die die allgemeinste Theorie pflegen, probieren auf dem Gebiet der gesellschaftlichen Praxis selten die Haltbarkeit und Authentizität ihrer Lehren aus. Diese Aufgabe kommt im allgemeinen den Soziologen und anderen, die auf dem Gebiet der empirischen Forschungen tätig sind, zu. Wahrscheinlich dem ist es zuzuschreiben, daß Földesi in diesem kurzen Abschnitt bis zu einem gewissen Maß jene Gründlichkeit und Selbstsicherheit verliert, die seine früheren Auseinandersetzungen kennzeichnet.

Ausgeblieben ist z.B. die Darstellung des mit der Chancenungleichheit verbundenen, überigens sehr farbigen Bildes der heutigen ungarischen Gesellschaft. Aus seinen Darlegungen geht nur hervor, daß es eine solche gesellschaftliche Erscheinung gibt und sie zu eliminieren zu den aktuellen gesellschaftlichen Aufgaben gehört. Ähnlich bezieht er auch Stellung im Zusammenhang mit der nachteiligen gesellschaftlichen Situation. Es wäre gut gewesen, wenn das vom Autor gezeichnete Bild nuancierter und seine Stellungnahme konkreter wäre. Beide Erscheinungen haben in den vergangenen Jahren viele, viele Diskussionen provoziert. Die Chancenungleich-

heit z.B. ist durch die Forscher von sehr unterschiedlichen Gesichtspunkten aus untersucht worden. Am umfassendsten vom Gesichtspunkt der Reproduktion der gesellschaftlichen Struktur aus vielleicht von Zsuzsa Ferge, vom Gesichtspunkt der in der gesellschaftlichen Struktur vorhandenen Widersprüche aus von Kulcsár und Kolosi, vom Gesichtspunkt der Familie aus von Cseh-Szombathely, Ferge und Andorka, vom Gesichtspunkt des Schulunterrichts und der Reproduktion der Ungleichheit aus von Ferge, Gazsó, Tibor Huszár, Tamás Kozma und Ferenc Lénárd. Mehrere näherten sich dieser Erscheinung, indem sie nach den Ursachen der gesellschaftlichen Anpassungsstörungen, des devianten Verhaltens forschten. Da keine der Forschungen sie von der Seite der gesellschaftlichen Gerechtigkeit her anging, hätte Földesi eine ausgezeichnete Gelegenheit, die Einschätzung der Ergebnisse dieser Arbeiten eben aufgrund der von ihm übrigens richtig ausgewählten Kriterien vorzunehmen. Wenn er diese stellenweise auch eine Synthetisation erfordernde Analyse vornimmt, dann wird er meiner Meinung nach die Gerechtigkeitsdilemma der heutigen ungarischen Gesellschaft ein wenig anders sehen. Bestreitbar ist z.B. seine nachfolgende Feststellung: „Solange die ursprüngliche Quelle der Chancenungleichheit eine solche ist, für die das Individuum nicht kann (angeborene biologische Unzulänglichkeit oder eine gesellschaftlich nachteilige Situation), gehören die Einkommensunterschiede schon nicht mehr primär in diese Sphäre, bei der Gestaltung der Einkommensungleichheiten spielt es bereits eine bedeutende Rolle, wer was tut, wer wie arbeitet usw.“ (S. 272) Im Grunde genommen hat der Autor recht, doch seine Feststellung ist nicht nuanciert genug, weil die nachteilige Situation in einem bedeutenden Teil der Fälle keine Gegebenheit ist, sondern Ergebnis einer dauerhaften devianten Lebensweise — z.B. des Alkoholismus —, die sich zwar durch die Wirkung gesellschaftlicher Determinanten herausgebildet hat, doch von der wir schon nicht mehr sagen können, daß sie eine Sache ist, für die der Mensch nichts kann. Auch die Einkommensunterschiede hängen nicht eindeutig davon ab, wer wie arbeitet, sondern — wie dies auch Földesi anderswo ausführt — von jenen familiären Verhältnissen, in die der Mensch hineingeboren wurde, von den sonstigen Umweltbedingungen für die Entfaltung der individuellen Fähigkeiten, von den Marktregeln der Nachfrage und des Angebots an Arbeitskräften, von der gesellschaftlichen Anerkennung der geleisteten Arbeitsw., und nur in letzter Linie von der Geltendmachung der Regeln der Verteilung gemäß der Quantität und Qualität der Arbeit.

All diese Bemerkungen ziehen nicht die grundlegenden Werte des Buches in Zweifel, sondern regen zum Weiterdenken an, wozu auch der Autor den Leser anspornt.

In der Gegenwart bedarf es sehr des konkreten Dialogs zwischen der mit verhältnismäßig sterileren Werten arbeitenden Philosophie und der übrigen Gesellschaftswissenschaften, daraus kann eine jede gesellschaftswissenschaftliche Disziplin sehr viel gewinnen. Tamás Földesi hat das „Risiko“ auf sich genommen und die ersten Schritte getan. Es wäre erfreulich, wenn möglichst viele unter den Vertretern der Gesellschaftswissenschaften auf diese an Gedanken sehr reiche Herausforderung reagieren würden. K. G.

Katalin Gönczöl